

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 114.

Dienstag, 18. Mai.

1915.

(21. Fortsetzung.)

Roman von Helene Schebe-Heller.

Nachdruck verboten.

„Ich irre mich nicht — sie ist eine andere geworden. Ich habe damals im Rauental ein zu rasches Urteil über sie in meinem Innern gefällt — ich hatte kein Recht dazu — hätte tiefer prüfen sollen — dann hätte ich vielleicht gesehen, daß sie im Grunde ein guter Mensch ist, der dich auf seine Weise liebt. Sie fand damals alles langweilig, was dir lieb und wert war, weil sie mir über die Oberfläche des Lebens huschte. Der Schmerz hat sie in die Tiefe geführt — hat sie das Glück im Anfang ihrer Ehe neu durchleben lassen — jetzt —“

Er unterbrach sie mit einer ungebildigen Bewegung. „Das röhrt mich nicht. Ich werde sie nie mehr lieben — ich verachte sie“ — sagte er leidenschaftlich. — „Sie hat mich nie verstanden.“

„Aber sie liebt dich. Unser Glück würde sich auf ein zerschossenes Leben aufbauen. Ich muß entsagen. Es ist Pflicht.“

„Pflicht? Du redest immer nur von Pflicht gegen die andere. Deine Liebe hat die besten Kräfte in mir entzweit — mit dir bin ich ein reicher, starker Mann — ohne dich bleibe ich allein zurück mit einem verarmten, vereinsamten Leben.“

„Hilde“ — er fasste flehend ihre Hand — „geh nicht von mir — ich kann nicht die Flammen löschen — es ist — zu spät. O, entziehe dich nicht der Aufgabe, die aus unserer Liebe dir erwächst.“

Sie konnte keine Worte finden. Um ihre Lippen zuckte es, als unterdrücke sie nur mühsam das Weinen. Ihre Seele war wund, — und er hatte eben die empfindlichste Stelle berührt. Ach, sie hatte ja alles selbst empfunden, was er sagte, hatte sich an den großen, schweren Fragen, die schier unlösbare Konflikte in das Leben der Besten bringen, blutig gerungen. Er hatte recht. Sie trug die Verantwortung für das Leben, das er einst in ihre bebenden Hände gelegt hatte.

Und nun —

Sie barg schluchzend den Kopf in die Hände.

Der Konflikt zermaerte ihr Herz, — und sie konnte ihn nicht lösen. Die Gründe, die sie zum Verzichten getrieben hatten, entwichen. Sie stand allein in der Wüste; fühlte die Richtung und konnte sie doch nicht sehen. Und die Stimme, die die Qual und die Kämpfe der vergangenen Tage überschallt hatte, wollte auch jetzt nicht schweigen. Sagte hart und kalt, als gehöre sie nicht zu ihrem verzweifelten Selbst! „Du mußt!“

„Hab' Erbarmen mit mir, Hans“ — stieß sie endlich hervor — „ich kann nicht — dich nehmen der anderen, — die dich liebt — ich fühle, das ist der Weg — aber ich kann nicht denken — nicht erklären — wenn ich überlegen will, verwirrt sich alles — es wird so dunkel — und ich weiß und sehe nichts mehr.“

Er fühlte, was in ihr vorging, und gab der Stimme, der sie gehörte, einen Namen: „Dein Gewissen quält dich. Du erkauft deinen Frieden mit meinem Glück. Du gehst den leichteren Weg — —“

Er brach ab und kam jäh auf sie zu.

Klippen.

„Du bist wie die anderen. Ein Tor war ich, daß ich dir glaubte — Toren sind wir Männer — machen alle denselben Fehler — lieben mit jeder Faser unseres Wesens — geben uns ganz — restlos — rückhaltlos — und die Frauen — ha — die Frauen“ — er lachte kurz und zornig auf — „sie geben und nehmen zurück — sagen ja — sagen nein — erwidern Hoffnungen und zertrümmern sie und bedenken nicht, daß dies Spiel einen Mann töten können.“

„Hans“, sie flehte — aber er ließ sie nicht reden.

„Nein, du weißt nicht, wie man liebt“, wiederholte er mit siebernden Blicken.

„Du sollst mich lieben, mehr als dein Leben, mehr als deine Pflicht, mehr als dein Gewissen — mehr als alles im Himmel und auf Erden — so — Hilde — so liebe ich dich.“

Er stand ihr jetzt ganz nahe. Seine Pulse schlugen. Seine Knie wankten. Er sah ihre Seele nicht mehr — sah nur das Weib — den vollen Mund — die schwelgenden Lippen — die Arme, in die er sich hätte flüchten mögen, den Mund — den er küssen wollte — sein war sie — sein mußte sie sein — man lebte nur einmal — ein Tor der, der verzichtete — genießen — trinken — sich berauschen! Sein Atem ging schwer — das Feuer wogte durch sein Blut. In leidenschaftlichem Begehrn streckte er die Hände nach ihr aus.

„Hilde — Hilde!“

Sie regte sich nicht. War wie versteinert und blaß wie die weißen Rosen, die am Fenster blühten.

War das seine Stimme — dies der Mann, den sie liebte — sollte so die große, heilige Liebe enden? Und das alles durch sie?

Wie weh das tat. Sie preßte die zitternden Hände aufs Herz.

„Hans“ — sagte sie langsam — „bist du das? Ich kenne dich nicht mehr.“

Da kam er wieder zu sich selbst und sah sie an.

„Hm war, als schaue er in ein offenes Grab. Da schämte er sich und schwieg.

Sie hatte recht. Er war es nicht. Aber er war auch nur ein Mensch — und der Schmerz war zu groß.

Nach einer Weile meinte sie leise, mühsam, als müßte die Stimme sich erst aus dem müden Herzen durchringen:

„Es muß sein. Ihr Schatten stünde immer zwischen mir und dir. Wir haben gefehlt — wir müssen büßen.“

„Gefehlt?“ Er brauste wieder auf. „Wir haben mit der heißen Liebe im Herzen gekämpft und uns beherrscht. Sie hat einem Flirt sich hingegeben.“

Aber sie war allein in Schebeningen, während wir beide das Zusammensein im Rauental genossen. Sie bedurfte deines Schutzes. Die Gefahren waren zu groß. Sie war ihnen nicht gewachsen.“

„Sie ist ein schwaches Weib“, versetzte er verächtlich.

„Sie wisch' seinem Blick aus und meinte:

„Ich bin auch schwach gewesen — hätte längst in meinem Herzen klar sehen können — aber ich hatte nicht

den Mut und redete mir vor, es sei Eitelkeit, zu meinen, du könntest mich lieben. Doch im Grunde war es Furcht vor den Konflikten, die dies Bewußtsein bringen würde.

„Noch nicht — noch nicht — dachte ich immer — schloß die Augen, ließ mich vom Glück besonnen und von der Strömung vorwärts treiben. Damals hätte ich zu meinen Gefühlen Stellung nehmen und die Zügel ergreifen müssen — und siehst du — daß ich es nicht tat, das ist die Schuld — und nun — nun — mußt du mit mir für meine Schuld büßen.“

Er sah die Qual in ihren Augen.

„Mein Lieb“ — sagte er und hüllte sich noch einmal in seine Liebe ein.

„Du mußt mir verzeihen, Hans“ — sie streckte ihm die Hände entgegen und er hielt sie in den seinen fest.

„Dir verzeihen?“ — seine Stimme bebte vor Zinnigkeit — „du hast nichts verschuldet — hast nur Sonne ausgestrahlt, bis ich auch voll Sonne wurde. Aber es ist die alte Geschichte des Liebens und Entzagens — und wenn sie just passiert, dem bricht's das Herz entzwei. Das ist Schicksal.“

Er zwang sich zu einem Lächeln, das der Frau neben ihm weher tat als Tränen.

„Zach nicht“, sagte sie sanft. „In der alten Geschichte sind wir Frauen schuld. Wir können so selten dem Glück widerstehen, die Liebe des Mannes zu gewinnen — vielleicht kommt es daher, weil wir dazu geschaffen worden sind. Aber wir sind nicht wahr gegen uns selbst — wir weichen innerlich dem Lichte aus — das ist unsere Schwäche.“

Sie schöpfte tief Atem und fuhr fort:

„Im Grunde wollen wir die Liebe — sehnen uns danach, das Feuer lodern zu sehen — und reden uns zur Verhügung vor, daß die Glut, die noch unter der Asche schlummert, nie in Flammen ausfliegen und Unheil anstiften wird — bis — bis“ — ihre Stimme sank — „bis der Mann uns aus der Qual seines Herzens seine Liebe entgegensetzt. Dann erschrecken wir — und dann kommt die Rache — aber — es ist zu spät.“

Zu spät.

Das Wort hallte in beider Herzen nach. Eine lange Weile war es still. Dann riss er sich aus ihrer Nähe fort und durchmaß das Zimmer mit hastigen Schritten.

„Was ist es also, daß du von mir erwarte?“

„Du weißt es wohl, Hans“, versetzte sie. „Es gibt ja nur den einen Weg. Du mußt verzeihen und sie wieder zu dir nehmen.“

„Den einen Weg“ — wiederholte er finster, ohne sie anzusehen — „und meinst du nicht, daß dein Schatten auf diesem Weg zwischen ihr und mir stehen wird — glaubst du, daß ich ihr je verzeihen werde, daß sie dich mir entzogen hat? Auf solchen Gefühlen läßt sich keine zerrüttete Ehe neu aufbauen.“

Sie schaute zu ihm auf mit bangen Augen. Der Blick schnitt ihm ins Herz.

„Ich bin grausam — ich verwunde dich — Hilde — vergebe — aber ich kann nicht schweigen — ich kann es nicht ertragen — es ist zu schwer. Mein Gott, was soll aus mir werden?“

Hieberheize Hände suchten die ihren.

„Sie rang nach Fassung.

Sie hätte sich in seine Arme werfen mögen, um an seinem Herzen alles Leid zu vergessen und noch einmal von seinen Lippen die Liebe zu trinken.

Sie wünschte fast, sie könnte einen Augenblick lang ihre Selbstbeherrschung verlieren und sich dieser inneren Schwäche hingeben, um in das herbe Leben der Entzagung wenigstens die Erinnerung an eine lebte Umarmung hinüberzunehmen.

Da hörte sie im Garten Nöschens Stimme. Das gab ihr Kraft.

„Leb wohl, Hans. Du mußt gehen. Wir dürfen unseren Kräften nicht zu viel zumuten.“

Sie reichte Hilding die Hand. Er küßte sie heiß — stürmisch — leidenschaftlich. „Leb wohl, Hilde.“

Es klang hart und bitter.

Ihr war so weh ums Herz; sie fühlte, daß sie ihn nicht so gehen lassen konnte.

Sie rief ihr Kind durch das geöffnete Fenster: „Komm, Nöschen, willst du Onkel Hans in den Garten führen und ihm die Weihnachtsrosen zeigen?“

Das Kind eilte die Treppe hinauf. Es hielt ein blaues Schulheft in der Hand.

„Sieh, Onkel Hans, hier habe ich das Märchen aufgeschrieben, das du mir von den Rosen erzählt hast, und jedesmal, wenn ich im Garten Knospen sehe, denke ich an den Schmetterling, vor dem sie sich entfalten werden.“

„Das Märchen hat nicht recht behalten“, sagte er dumpf.

Der Schluss soll anders lauten! Die Rosenknospe öffnete sich nicht. Der dunkle Schmetterling mußte sie verlassen, obwohl es ihm das Herzblut kostete. Er flog auf einsame Höhe und stieß sich an den harten Felsen die Flügel wund.“

Noch einmal beugte er sich über Hildens Hand. Danach ging er mit dem Kind zur Tür hinaus.

„Bist du traurig, Onkel Hans?“ Groß und fragend richteten sich des Kindes Augen auf das Gesicht des Mannes, während sie beide im Garten vor den verstreuten Beeten auf und ab gingen.

„Ich möchte dich so gerne trösten. — Ich bin doch dein Nöschen, nicht wahr, und du wirst mich nie vergessen?“

„Rein, mein Kind. Aber du wirst an deinen alten Freund denken, wenn du ihn nicht mehr siehst, wenn Jahre vergehen, bis er dich wieder besucht.“

„Fahre? Werden wir so lange fortbleiben, so lange, ohne dich wiedergesehen?“ Die Stimme des Kindes zitterte.

„Wahrscheinlich wird es so werden“, antwortete er, und sein Gesicht verfinsterte sich.

„Aber Nöschen“ — seine Züge hellten sich plötzlich auf — „du bist jetzt ein großes Mädchen von zwölf Jahren — du kannst Briefe schreiben — willst du mir eine große Freude machen und an mich schreiben, so oft du kannst, und mir von dir und deiner Mutter erzählen?“

„Ja, Onkel Hans, das werde ich tun!“ Die kindliche Stimme hatte denselben ernsten Klang wie die der Mutter.

„Und du wirst mich nicht vergessen?“

„Nein, nie.“

„Verprich es mir, Nöschen“, seine Augen flehten, als sei die Bitte nicht an das Kind, sondern an die Mutter gerichtet.

„Ich verspreche es dir, Onkel Hans“, sie legte die kleine Hand in die seine, und er küßte sie auf die Stirn.

Dann schaute er sie an, lange, innig.

Das goldene Haar, in dem die Sonnenstrahlen sich verfingen, das weiche Kindergesicht, in dem der Mund wie eine Purpurrose blühte und die Augen wie blaue Kornblumen strahlten, und in dem ganzen Wesen ein Sinnen und Träumen, ein Lachen und Frohlocken, das sich unwiderrücklich ins Herz stahl.

Da löste sich in seinem Gesicht der herbe, bittere Ausdruck, und in seinen Schmerz mischte sich etwas Mildes, Versöhnendes — der Widerschein eines reinen Kinder lächelns.

Dann ging er. Auf dem Gang verhallten seine Schritte. Die Außentür schlug hinter ihm zu.

(Fortsetzung folgt.)



= Lesefrucht. =



Es gibt kaum ein Wort heutzutage, mit dem mehr Missbrauch getrieben wird, als mit dem Worte „frei“. Meiner Erfahrung nach versteht jeder unter „Freiheit“ nur die Freiheit für sich selbst, und nicht die für andere, sowie die Verpflichtung der anderen, sich jeder Beschränkung der Freiheit des Empfängers absolut zu enthalten.

Bismarck.

Das Hindenburgbuch.*

Wie Hindenburg beinahe von den Bayern gefangen wurde.

Auch die bayerischen Landwehrmänner haben Hindenburg gesehen, und er hat sich dabei von ihrer Pflichttreue überzeugen können. Dies schildert recht glaubhaft und ganz anspruchslos der Gastwirt Steinauer in einem Feldpostbrief, den er in seine Heimat Dagaching richtete:

"Wir waren auf sechs Tage den Königsjägern zugewiesen als Patrouille. Da haben wir einmal den berühmten General Hindenburg bei Nacht im Automobil angehalten. Ich fragte um den Ausweis. Hindenburg antwortete, er habe keinen. Ich sagte ihm hierauf: 'Dann müssen Sie hier bleiben, Sie werden zur Feldwache geführt.' Jetzt hat mit lächelnder Miene der Feldmarschall seinen Zettel herausgeholt; dann ließen wir ihn weiterfahren. Mit mir war bei dem Abenteuer ein Bauer von Kochel mit Namen Börle."

Die „Elite-Truppen“.

„Barbaren“, wie die Deutschen sind (wenigstens nach Ansicht ihrer Feinde), vertrieben sich die Langeweile in Festungen und Schützengräben mit der Ausgabe von „Kriegszeitungen“. Auch im Wallwerk der Provinz Ostpreußen, in der Feste Bogen, erschien ein solches Blatt, die „Löhner Kriegszeitung“.

Ihr entstammt u. a. die folgende kleine Geschichte:

Der kommandierende General hielt besonders streng darauf, daß die Straßen stets dem ungehinderten Verkehr dienen könnten. Sein Kraftwagen sollte überall freie Fahrt haben. Man kann sich daher die unangenehmen Gefühle des Kommandanten einer nahen Grenzstadt vorstellen, als er urplötzlich auf seiner Straße eine riesige Hammelherde daherauswandern sah. Mit Schmerzen wartete er auf das Ende des Juges; denn alle Augenblide konnte der Kommandierende mit seinem Kraftwagen daherkommen, und dann war der Weg versperrt. Richtig! Da erscholl ja schon der Klang der bekannten Hupz. Und wenige Minuten später stand der Kommandant vor dem Gestrengen. Die Exzellenz war aber gut gelaunt und sie meinte nur scherzend:

„Na, Ihre Elitetruppen habe ich ja soeben gesehen!“

Der Oberst stammelte etwas, das wie eine Entschuldigung klang. Aber die Exzellenz winkte ab:

„Lassen Sie nur! Sie waren in tabelloser Marschordnung!“

Die versteckte Pulverkiste.

Infolge eines überraschenden Angriffs der Russen mußten die vordersten Linien etwas zurückgenommen werden. Dabei hatte ein Munitionswagen das Misgeschick, daß ihn eine Granate traf. Es war nun notwendig, dessen Fracht auf andere Munitionswagen zu verteilen. Eine Pulverkiste fand jedoch kein Unterkommen mehr, sie wurde daher neben der Straße in einem Graben versteckt. Dann setzte man den Rückzug fort. Erst am nächsten Tage gelangten Verstärkungen an und mit frischem Mut ging es wieder vorwärts. Die versteckte Pulverkiste befand sich noch in dem Straßengraben und beglückt meinte ein Gefreiter: „Na, sehen Sie, Herr Wachtmeister, hab ich's nicht immer gesagt?“

„Was denn?“

„Na, daß die Russen das Pulver nicht entdeckt haben.“

Hübsch arrangiert.

Von der Anwesenheit Kaiser Wilhelms im Osten wird jetzt mancher hübscher Zug erzählt. So besuchte der Kaiser eines Tages den General v. B., unterhielt sich mit dem General und seinem Stabe vortrefflich, ließ sich vom Stand der Operationen erzählen und nahm in bester Stimmung Abschied. Als er das Hauptquartier des Generals verließ, wurden gerade einige tausend gefangene Russen — wirklich

*) Im Verlag Georg Müller in München ist dieser Tag ein Buch erschienen, das ein bleibendes Denkmal der Heldenataten der deutschen Armee und ihres genialen Führers genannt zu werden verdient. Der Herausgeber, Dr. J. M. Schönthal, hat in diesem „Hindenburgbuch“ die zahlreichen, teils gar nicht, teils wenig bekannten oder schon wieder vergessenen kleinen Sätze aus dem ungeheuren Drama gesammelt, das sich im Osten unseres Vaterlandes abspielte. Aus der Fülle heiterer und ernster Anecdoten und Erlebnisse greifen wir einige heraus.

ganz zufällig — vorübergeführt. Kaiser Wilhelm wandte sich um und sagte lächelnd: „Na, lieber B . . . , das haben Sie aber sehr hübsch arrangiert!“ Sprach's, bestieg sein hellgraues Auto und fuhr unter den begeisterten Grüßen der Truppen nach seinem Standort.

Das Erkennungszeichen.

Irgendwo in Polen war es. Eine Patrouille war ausgeschildt worden, um die feindliche Flankensetzung zu erkunden. Nach langerem Marsch bemerkte die kleine Abteilung an einem Waldstreifen jenseits einer breiten Lichtung ein paar Soldaten. Man ging sofort in Deckung. Die drüben taten das gleiche. Unmöglich zu erkennen, ob dies nun Freund oder Feind war. Da meinte der Unteroffizier:

„Kinder, die Thuse ist faul. Einer von uns muß sich so weit in die Richtung vorwagen, daß er herauslegt, was da drüben für Kerle stecken. Wir werden eben losen. Wen das Los trifft, der muß in den sauren Apfel beißen, vielleicht gar ins Gras.“

Und das Los traf den Einjährigen M . . . Er war nicht sonderlich entzückt von der Aufgabe. Aber da es denn sein mußte, — wer in den Krieg zieht, hat allemal mit dem Leben abgeschlossen. Da durchblätterte sein Hirn ein Gedanke. Schließlich, sterben konnte er doch allemal. Und er fing laut an:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall . . .“

Und vom Waldrand klang es wider:

„Wie Schwertfeuer und Wogenprall . . .“

Die drüben waren nämlich Österreicher.

Das lange „s“.

Die kleinen ABC-Schüler bekommen die Aufgabe, eine Anzahl Wörter mit zwei langen „s“ zu schreiben. Einer der Kleinen entledigt sich seiner Aufgabe, indem er Messer, Kasse, Tasche und Ähnliches schreibt. Da fällt ihm auch noch das Wort „Russe“ ein. Über er bedenkt sich und meint schließlich:

„Mutter, Russe schreibe ich nicht oder wenigstens so schlecht, wie ich kann.“

Bitte, kommandieren Sie!

Von einem bekannten Mailänder Militärkritiker, dessen Ansicht auch in deutschen Blättern viel beachtet wurde, erzählt man sich, daß er im Dezember 1914 eine Kritik veröffentlicht habe, die etwa folgendermaßen lautete:

Marschall Hindenburg hätte ja einen ganz schönen Erfolg gehabt, wenn er die Sache anders angepaßt hätte.

Wald darauf soll bei dem Kritiker ein kleines Postpaket eingeschauten sein. Als er es öffnete, fand er darin die Nachbildung eines Marschallstabes und daneben ein Kärtchen, auf dem die Worte standen:

„Lieber Kamerad, Sie sind zwar nur ein junger Hauptmann, hätten aber die Sache entschieden besser gemacht als ich alter General. Ich sende Ihnen daher meinen Marschallstab. Bitte, kommandieren Sie! Hindenburg.“

Ein ganz kleines Mißverständnis.

In einem russischen Gefangenencamp erwartete man den Besuch eines hochgestellten Beamten des deutschen Sanitätsdienstes. Da solch hohe Herren hin und wieder die merkwürdigsten Orte und Ortschaften zu inspizieren geneigt sind, um sich von ihrer hygienischen Beschaffenheit zu überzeugen, wurden schlunigst ganze Berge von Zeitungen angefertigt, sorgfältig in kleine, handliche Formate zerschnitten und, an Schnüren aufgereiht, in kleinen Päckchen an gewissen Orten aufgehängt.

In den nächsten Tagen räuchten die Russen eine ganz neue Sorte von Zigaretten, die sie sich aus eben diesen handlichen Formaten und etwas Pfeifentabak mit viel Geschick gefertigt hatten.

„Wer Ungeziefer hat, trete vor.“

In einem russischen Dorf ließ ein deutscher Hauptmann seine Kompanie antreten und befahl:

„Wer Ungeziefer hat, trete vor!“

Gauderei taten dies drei Mann. Der Hauptmann lachte.

„Was, Kerls, schämt euch wohl? Ist's denn ein Wunder, wenn man Läuse kriegt, wo tags zuvor die Russen gelegen haben?! Ich bin gänzlich verlaufen! — Also: Wer Ungeziefer hat, trete vor!“

Und wie ein Mann trat die ganze Kompanie vor.

Aus der Kriegszeit.

Was die englischen Soldaten von Opern erzählen. Interessante Szenen aus Tagebüchern und Briefen englischer Soldaten, die die Schlacht bei Opern miterlebten, werden in der „Times“ wiedergegeben. Von dem Beginn der Schlacht erzählt ein Kanonier in seinem Tagebuch: „Donnerstag, den 22. April. Wir hatten erst heute einen sehr ruhigen Tag, aber es wied bald heiß hergehen, da auf unserm linken Flügel ein starker Angriff erfolgte... Dieser Angriff schreit fort, und wir mußten schleunigst zu unsren Kanonen, als wir etwa gegen 3 Uhr morgens den Befehl erhielten, zu schießen. Wir eröffneten das Feuer auf 3000 Meter mit Phospat. Wir gingen 200 Meter zurück, dann nochmals 200 Meter. So wußten wir genau, daß etwas nicht in Ordnung war. Doch als wir wieder 200 Meter vorgingen, dachten wir, alles sei wieder sicher. Der nächste Befehl war „Feuer alle 30 Sekunden“ und danach „Feuer einstellen und zur Munitionserneuerung vorbereiten“. Unsere Batterie wurde beschossen, und wir verloren vier Mann. Ein Gerücht lief um, daß unsere Mittellinie zurückgegangen und daß wir völlig eingeschlossen seien. Wir weigerten uns, das zu glauben. Wir sahen ein oder zwei französische Kolonialsoldaten auf uns zukommen und erhielten kurz darauf den Befehl, die Kanonen zum Beschuss bereitzuhalten. Wieder hofften wir, daß die Sache gut stünde. Die ganze Zeit Granaten, Granaten mit großer Explosivkraft. Die Gespanne kamen heran und brachten neue Munition. Sie erzählten uns Neuigkeiten, die nicht schlecht klangen. Dann kamen Kanonengespanne, die unsere Kanonen zurücknehmen sollten, und wir erkannten, daß es nicht unsere eigenen waren. Da wußten wir, daß es sehr ernst stand. Unsere eigenen Gespanne waren fort, und diese anderen hatten schon die eigenen Geschüsse aus dem Feuer geholt, ehe sie zu uns kamen. Ein Mann holte jede Kanone, und die andern blieben bei den Wagen und den Verwundeten. Die Gespanne mußten zweimal fahren, und während wir auf unsere Rückkehr warteten, mußte ich einen Verwundeten in Dedung bringen. Wir mußten quer über die Feuerlinie. Granaten flogen über uns herum. Es war eine furchtbare Zeit...“ Ein anderer Soldat erzählt von dem ersten Eindruck, den er von den Deutschen empfing: „Wenn Ihr das geistige Zusammenwirken einer großen Neugierde und einer großen Furcht kennt, werdet Ihr unsere Gefühle verstehen. Ich selbst zitterte; alles schien so unwirklich und gräßlich. Natürlich feuerten wir die ganze Zeit wie wild, und wir sahen viele Deutsche fallen. Aber gleich stand an Stelle des gefallenen ein anderer Mann, so daß es ganz gleichgültig schien, wie viele wir verwundeten. Ich habe eine undeutliche Erinnerung an Gasgeruch und an das Geräusch von Granaten, die über unsere Köpfe hinwegsausten. Granaten explodierten um uns her. Wir erwarteten, daß die Deutschen herankommen würden, und ich glaube, sie kamen bis zu uns. Ich weiß, daß uns befahl, uns zurückzuziehen und daß wir durch den Verbindungsgraben weiter hinten in einen alten Schuhengraben gelangten, in dem Wasser stand. Wir gingen so ruhig zurück wie möglich und nahmen unsere Verwundeten mit, darunter auch ein oder zwei, die unter den Wirkungen des Gases zu leiden hatten. Während unseres Rückzuges feuerten wir immer weiter auf, führten damit fort, als wir den zweiten Schuhengraben erreicht hatten. Unsere Gewehrläufe wurden ganz heiß. Wir waren alle furchtbar angestrengt. Dann kam die Nacht. Wir gingen wieder zurück, schossen aber weiter. Wir bemühten unsere Gewehre, wie es gerade kam: als Vorjett oder als Keule. Wir vereinigten uns mit der ersten herankommenden Brigade. Ich hatte das Land, außer bei Nacht, nie gesehen. Ich wußte nicht, wo ich war, aber wir blieben beieinander und erreichten eine Straße. Ich glaube, es war die St. Julian-Straße...“

Fort mit dem jungen Mann hinterm Ladentisch. Die Freiwilligkeit der Rekrutierung von Lord Kitchens Heer nimmt allmählich merkwürdige Formen an. In vielen Fällen wird der Zwang, und nicht einmal ein sehr sanfter, immer fühlbarer. Besonders ist die Londoner Presse unermüdlich in der Aufspürung neuer Stellen, an die die jungen Männer nicht hingehören. Am meisten haben sie es auf den jungen

Mann hinterm Ladentisch abgesehen. „Es ist keine Aufgabe für einen jungen Mann in Kriegszeiten, Bänder aus den Fächern in einem Laden zu reichen“, erklärt die „Daily Mail“ kategorisch und weist sogar auf die Deutschen als Vorbild hin, bei denen das nicht möglich wäre. Die „Times“ aber schafft eine Mitarbeiterin durch die Geschäftsgegenden, besonders im Westen der Stadt und lädt genau nachzurechnen, wieviel junge Männer noch in den verschiedenen Geschäftsangelegen sich hinter dem Ladentisch betätigen. Die Ergebnisse sind sehr verschieden. Im ganzen stellt die Dame fest, daß eine sehr große Zahl alter Männer an die Arbeitsstätten zurückgerufen ist, und daß eine verhältnismäßig kleine Zahl von Frauen an Stellen gekommen ist, wo man sie früher vergeblich gesucht hätte, besonders in Juwelen- und Seidengeschäften. Es wird gewissenhaft gebucht, daß bei einem großen Juwelier in Bond-Street nur drei Männer in dienstfähigem Alter waren, die aber nicht sehr kräftig aussahen. Schlimm aber steht es in einer Anzahl Geschäften, die mit Teppichen, mit Hüten und Mützen, Klavieren, Wäsche usw. handeln; denn in ihnen sah die Dame fast nur junge Männer, die Kitchener unbedingt gebraucht hätte. In einem Laden, in dem ein junger Mann Schirme verkauft, bot er einer Käuferin ein Exemplar mit den Worten an: „Dieses Modell heißt „La Militaire“, gnädige Frau!“ Die Dame wandte sich verachtungsvoll ab. „Warum versuchen Sie den militärischen Stil nicht selbst?“ fragte sie und ließ den jungen Mann stehen.

Pariser Amateur-Pflegerinnen. Eigenartige Szenen aus Pariser Lazaretten werden in einem Briefe der tönischen „Tribuna“ geschildert. Die Damen, die die Pflege von Verwundeten übernommen haben, „übertreiben“ manchmal ihre Aufmerksamkeit und den Eifer ihrer Hilfe. So kommt es, daß mancher Soldat es bei weitem vorzieht, von einer berufsmäßigen Pflegerin bedient zu werden als von einer dieser Damen. In einem Lazarett, das von einer ausländischen Kolonie in Paris eingerichtet worden war, wurde vor kurzem ein Negerjüngling eingeliefert, um den sich verschiedene aristokratische Damen wie verrückt gehördeten. Alle überhäussten ihn mit Zärtlichkeiten und Geschenken, als ob es sich um das reizendste weiße Babu gehandelt hätte. Eines Tages waren wieder die Geschenke auf das Bett des Schwarzen herabgeworfen, aber der Pflegling erschien doch weniger vergnügt als sonst. Ein Sturm von Fragen ging auf ihn nieder, die Damen zeigten ihm ihr holdstes Lächeln, sie wetteiferten, ihm hundert schöne Sachen zu versprechen. Eine der Damen hatte schließlich eine Idee. Sie eilte hinaus, sprang in ihr Automobil, und nach einer halben Stunde kehrte sie mit einem prächtigen Spielzeug zurück. Die anderen Damen hatten unterdessen einen Soldaten holen lassen, der Arabisch verstand und den Schwarzen fragen sollte. Als der Dolmetscher eintrat, drehte der Neger gerade das Spielzeug, daß die besorgte Dame ihm eben gebracht hatte, zwischen den Händen, ohne zu wissen, was er damit sollte. „Wolltest du das haben?“ fragte ihn der Dolmetscher. Der Neger schüttelte den Kopf und sagte mit einem traurigen Seufzer: „Nein.“ „Aber was willst du denn eigentlich?“ fragte der weiße Soldat. Worauf der Neger ihm zuflüsterte: „Ein Stückchen Brot...“ Ein anderes Mal wurde in ein Lazarett ein Verwundeter eingeliefert, dessen Sauberkeit alles zu wünschen übrig ließ. Er kam augenscheinlich direkt aus dem Schuhengraben bei schlechtem Wetter. Die vornehmen Pflegerinnen weigerten sich ganz entschieden, ihn auszuleiden, da der Geruch, den der Unglüdliche verbreitete, zu furchterlich war. Es mußte also eine richtige Krankenpflegerin kommen, die ohne weiteres ihre Arbeit verrichtete, den Soldaten entkleidete, wusch und seine heftig schmerzenden Wunden behandelte. Als nun die Damen sich dem Bett des frisch gewaschenen und wieder menschenähnlichen Verwundeten näherten, sahen sie, daß sie augenscheinlich einen jungen Mann aus sehr vornehmer Familie vor sich hätten, und sie erfuhren, daß er den Namen eines der ältesten französischen Adelsgeschlechter trug. Jetzt drängten sie sich an sein Bett und wollten ihn alle pflegen. Aber der junge Mann blieb völlig ungerührt und würdigte sie kaum eines Blickes. „Wenn Eis irgend etwas brauchen, rufen Sie!“ sagte eine der Damen. „Es wird uns ein großes Vergnügen sein, Sie zu bedienen.“ „Danke“, antwortete der Soldat, „ich wünsche nur, daß die brave Pflegerin, die mich gewaschen hat, auch weiterhin meine Pflege übernimmt!“ Die Damen verstanden die Letztton.